

Auf Fels gebaut.

Wo die Felswand, die rauhe, Majestätisch sich erhebet, Eine dunkle Kriechentanne Hoch empor zum Himmel strebet.

Raum noch steht man, daß die Wurzel In das Erdreich eingedrungen; Doch wie mit Wolpenarmen Halten sie den Stein umschlungen.

Was kannst Du, o harter Felsen, Jenem stolzen Baum gewähren? Und wie kann Dein kalter Busen Solch ein blühend Leben nähren?

Doch an Dir herniederrieseln Seht' ich wunderbare Säfte, Rindend, daß im Innern wohnen Tief geheimnißvolle Kräfte.

Selber hart und kühllos scheinend, Weißt Dein Leben Du dem Baume, Daß er seine Krone wiege Hoch im blauen Himmelsraume.

Also giebt's auch Menschentinder, Die für hart und lieblos gelten, Und doch tief im Herzensgrunde Schätze bergen, reich und selten.

Sie, verkannt oft von der Menge, Selbstlos, still, die Welt durchwandern; Weil ihr ganzes Leben ausgeht In dem Leben eines andern.

Sorglos strebt zur lichten Höhe, Wer mit ihnen fest im Bunde; Denn er baute, gleich der Tanne, Auf dem sichern Felsenrunde.

Stina Andrefsen.

Wieder allein.

Von Ernst Clausen.

Run hat auch der letzte Hochzeitsgast Abschied genommen; im Fortgehen wendet er sich noch einmal um und schwingt grüßend den hohen, glänzenden Cylinder. Er ist ein alter Junggeselle und längst hinaus über sentimentale Anwandlungen, aber das Bild der beiden einsamen Alten, wie sie in der Hausthür stehen und ihm nachwinkten, stimmt ihn melancholisch.

„Jetzt können sie wieder von vorn anfangen!“ murmelt er vor sich hin und macht große Schritte, um zum Stammtisch nicht zu spät zu kommen. Die Strafe ist ganz menschenleer, der Abendsonnenschein fällt auf die vergoldeten Spitzen der eisernen Gartenstühle, die grünen, tugehrund gefügten Akazien taufen mit den Blättern leise im Abendwind auf und ab, und auf den Treppentritten vor dem Hochzeits- hause liegen noch einige Rosenknospen.

Baba Bünau stieg langsam die wenigen Stufen hinauf und suchte aus den halberwachten noch ein leidlich frisches heraus. „Da, Mutting,“ sagte er und reichte ihr die Knospe hinauf. „Danke, Fritz,“ antwortete sie kurz und drehte die Blume am Stiel in der Hand. Noch glitzerten einige Tränenperlen auf den rutiligen Wangen der würdigen alten Dame.

„Kömm, Christine! es wird zugig hier in der Thür.“ Damit ging ihr Mann an ihr vorbei ins Haus, um den Frack auszuziehen und den weissen Schiffs mit einer schwarzen Strawatte zu vertauschen. Das Schlingen des Knotens machte ihm Mühe, denn bis jetzt hatte Anni dies fast immer beforat mit den flinken, behenden Fingern.

„Jetzt sind sie nun schon in Hamburg, der Zug kommt fünf Uhr fünf- unddreißig Minuten an!“ Plötzlich fiel ihm etwas ein, und er rief durch die Thür: „Du, Mutting, ob Anni wohl daran denkt, daß du die neue Boa in die Reisetasche gelegt hast? Das Kind wird sich sicher erkäl- ten.“

„Ich habe es ihr noch einmal gesagt vor der Abreise.“ Frau Christine stand noch immer auf der Schwelle und blickte die Straße entlang bis zur nächsten Ecke, von wo aus Anni zum letztenmal mit dem Taschentuch gewinkt und der junge Gehemann den hellraunen Reisefuß geschmettert hatte. Wie konnte dieser Mensch nur so vergnügt aussehen!

„Ja, diese Männer!“ seufzte Frau Bünau und machte die Thür zu. „Er wird natürlich nicht daran denken, wie leicht sich Anni einen Schnupfen holt!“ Das Treppentreiben wurde der alten Dame heute recht fauer. Es schien ihr, als sei sie noch nie so mühsam bis zum ersten Stock in ihr Schlafzimmer hin- auf gelangt. So nun war sie wieder ganz allein! Vor zwei Jahren heira- thete die Aelteste, Frida! Das ging noch, obgleich es schwer genug zu ver- winden war; Anni blieb ja zurück im Elternhause — jetzt war die auch fort. Was für einen Sinn hatte denn nun noch das ganze weitere Leben? Erst jetzt kam man sich durch Impfpocken, Keuchhusten, Masern und Scharlach mit den Kindern durch, bis sie groß sind, und nachher kommt ein beliebiger Mensch und geht mit ihnen auf und davon, als ob das gar nichts wäre, noch dazu gleich nach Wien, so daß man eine ganze große Heide braucht zu einem Besuche. Es ist eine undankbare Welt, das ist gewiß!

Langsam stand sie in der Kammer, in der bisher Anni geschlafen hatte. Nach- denklich schaute sie das Bett an mit den hübschen rothen Kissen auf der Decke, aus dem der Morgenröth auf der Luchter ihr durch die offene Thür so oft in der Frühe entgegengeglungen war. Das Bett sollte morgen fort — es war ja zu traurig! Vorderhand setzte sich die Mutter auf den Rand und weinte leise

vor sich hin. „Anni! kleine, liebe, treue Anni!“

Unten wanderte Herr Büneua durch die Zimmer; er setzte die halb ausge- trunkenen Flaschen auf dem Büffelt zusammen und half dem Lobndiner und dem Dienstmädchen die Einlege- bretter aus der Ehtafel nehmen.

Bis jetzt hatten sie mit Rücksicht auf Anni's Freundschaft für den täglichen Gebrauch immer einen darin liegen lassen. Das war nun nicht mehr nöthig, denn für 2 Personen schien ihm der Tisch ohne Einlage groß genug.

Der alte Herr seufzte leise und schob aus Leibesträften, bis die Tischhälften, die seit zwanzig Jahren sich nicht gefunden hatten, endlich wieder mit Fugen und Zapfen sich zusammen- schlossen.

Nachher stand der Alte allein im Zimmer, sah den Tisch an und nickte mit dem grauen Kopf. Es schlug gerade sechs Uhr. Er war nahe daran, laut „Anni“ zu rufen, denn um diese Zeit pflegte er mit ihr im Stadtpark spazieren zu gehen.

Was sollte er nur anfangen? Rath- los schlich er in sein Zimmer; dort sah es häßlich und unordentlich aus. Nach dem Diner hatten hier die Her- ren geraucht; auf dem Teppich lag man Spuren von Asche, und überlichere Cigarettenreste lagen auf den Rändern der Unterlatten; hier und da stand ein Viquetglas, die Stühle waren durch- einander geschoben, und doch — hier war sie zu ihm gekommen, war ihm weinend um den Hals gefallen, als er sie gefragt, ob sie Herrn Doktor Hell- wig lieb hätte; hier hatte sie vor zwei Stunden an seiner Brust geschluchzt und gesagt: „Ach Väterchen, wenn ich doch mitkommen könnte.“ Und er hatte, während ihm die Thränen über die runden, rothen Wangen liefen, la- chend erwidert: „Na, Anni! Das würde wohl deinem Manne nicht passen! Er hat schon schlechte Wige gemacht über das viele Gepäd, das du mitnimmst. Also vergiß nicht, die Boa ist in der Reisetasche — in Hamburg ist immer Wind, und wenn ihr nach dem Hotel fahrt, nimmt er sicher eine offene Drochke! Ich kenne ihn! Er schläft ja bei offenem Fenster, und gestern wurde es schon um fünf Uhr recht kalt.“

Ob sie wohl an die Boa denken würde?

Was hatte er nun davon, daß er sich beifig Jahre im Geschäft abgeradert und sich vor fünf Jahren als Rentier hatte zurückziehen können? Was sollte er mit den langen Tagen anfangen? Und nun gar erst Abends?

Zuweilen sang Anni am Klavier einige hübsche Lieder, doch meistens las sie den Eltern vor mit ihrer weichen reinen Altstimme, und er sah ge- mächlich mit der Cigarette im Lehnstuhl und nickte so gegen zehn Uhr etwas ein.

Wie lang und einsam würden die Abende jetzt werden? Vielleicht war es besser, wenn er eine kleine Reise machte, möglichst bald, ehe das Wetter schlecht wurde!

Ruhelos wanderte er weiter, steckte in jedes Zimmer den Kopf, nur in Anni's kleinen Wohnraum nicht, obgleich er schon die Klinke in der Hand hatte. Nein, er wollte doch lieber spazieren gehn — man mußte sich gleich daran gewöhnen, allein zu sein! Bald schritt er die Straße hinab, bis er den Stadtpark erreichte. Nur vereinzelte Spaziergänger begegneten ihm. Er setzte sich auf eine Bank und blickte über den grünen Rasen zum fernen Walde hinüber, der in rothgoldnem Herbst- schimmer vor den dunklen Tannen im Hintergrunde stand. Ueber ihm sippte ein Feigling im Geäst der Birke, von der hellgelbe Herbstblätter müde herab- flatterten. Sie fielen dem alten Herrn auf die Huttrampe und auf die Kniee; er zerrte einige zwischen Daumen und Zeigefinger und weinte dabei leise vor sich hin.

Langsam kam die Dämmerung her- angezogen. Ein junges Menschenpaar schritt an ihm vorüber und flüsterte zärtliche Worte miteinander, ohne den einsamen Alten zu bemerken; hinter ihnen raschelte das gefallene Laub. Er schaute ihnen nach und sah, wie sie sich an der nächsten Wegbiegung küßten. Da stand er rasch auf und ging nach Hause.

Mutter Christine mußte seit Jahren zum erstenmal den Thee wieder selbst bereiten und fragte ganz geistesab- wesend: „Nimmst du Zucker oder nicht?“ Er schüttelte nur den Kopf, und sie gab ihm keinen Zucker. Anni hatte nie danach gefragt, sie mußte es ganz ge- nau — anderthalb Stück in jede Tasse!

Und als er die erste Tasse geleert hatte, die sehr bitter schmeckte, stand er stumm auf und goß sich eine zweite voll, und seine Frau bemerkte es gar nicht, sondern schnitt das kalte Fleisch auf ihrem Teller immer feiner und fei- ner, ohne davon zu essen.

Nach der Abendmahlzeit setzte sie sich nicht mit dem gewohnten Stridtrumpf in dem gewohnten Stuhl, sondern kauerte sich im Sorgenstuhl neben dem Ofen zusammen und froh, froh ganz und bewußt in sich hinein, ohne zu wissen, weshalb, und er zündete sich eine Ci- garette an und schritt im Zimmer auf und ab, auch völlig geistesabwesend.

Sie folgte ihm mit den Blicken. Ob er wohl daran denken würde, ihr die warmen Pantoffeln zu holen? Anni that es immer des Abends, weil Mut- terchen an kalten Füßen litt. Früher — ja, als die Kinder noch klein waren, wenn endlich Ruhe im Hause eintrat und die roßigen Dinger nach dem Abendgebete still in ihren Betten schlie- fen, dann brachte er ihr selbst die Pan- toffeln und machte Wige dabei: es sei nur gut, daß sie die Pantoffeln erst beläime, wenn es Abend würde — und ganz, ganz früher kniete er wohl nieber

und zog ihr die hübschen blauegefüll- ten Pantoffeln an und blickte lachend zu ihr auf.

Sie schaute ihn an. War das der- selbe Mann, der so rubeles auf und ab ging, als sei er allein in der Stube? War das derselbe Mann dort mit den grauen Haaren und dem tief gekentten Kopfe?

Dann stand sie rasch auf, um die Pantoffeln selbst zu holen. Man muß sich eben daran gewöhnen, wenn nie- mand mehr an eine alte Frau denkt!

Er ging weiter rasch auf und ab. Weshalb war sie nur so ungemüthlich? Sie that auch gar nichts, um es ihm behaglich zu machen. Warum stridte sie denn nicht vom sonst jeden Abend ober hat ihn, ihr vorzulesen? Was drückte sie sich denn in der dunklen Ecke am Ofen herum? Es wäre ja zum Verzweifeln, wenn das so fortgehen sollte!

Natürlich! um ihn kümmerte sich keine Menschenseele. Zimmer wieder mußte er zu ihm hinüber sehen. Er wollte ihr gern etwas Freundliches sa- gen, sie trösten! Aber er fand keine Worte.

„Hast du Kopfschmerzen, Christine?“ fragte er schließlich.

„Nein, nein, mir fehlt nichts! Mich friert nur“, sagte sie, ohne den Blick zu heben.

Er sah sie an. Vor seiner Erinne- rung stieg ein Bild auf, ein Bild, ganz deutlich und doch so fern. Blondes, junges Haar schmiegte sich an das dunkle Lederpolster des Sessels; zwei feine schlante Hände auf einem hellen freundlichen Knie! Ein junger Mann kam, zog eine Fruchtbart herbei, ganz dicht an ihre Füße und — war es denn möglich? war das dieselbe dort?

Es überließ ihn, und er versuchte auszurechnen, wie lange das her sei. Sie sah ja so stumm und wortlos, als sei sie fremd hier im Hause, fremd in dieser Umgebung, als sähe sie in einem Wirtshaus und barte, bis der Zug abginge. Das durfte so nicht bleiben. Er mußte sie aus dieser Stimmung herausreißen. „Komm, Christine! Wir beide haben uns ja noch!“ wollte er sagen, aber er brachte es nicht über die Lippen. Es hätte ihm zu pathetisch geklungen.

Die Köchin kam herein und fragte, was am nächsten Tage gegeben werden solle, und die Hausfrau mußte sich lange besinnen.

„Was sollen wir essen, Fritz?“ fragte sie, während es ihr zu ihrem eigenen Erlaunen einfiel, daß sie seit Jahren keinen Rühensettel gemacht hatte.

„Maccaroni mit Schinken“, antwor- tete er ganz ernsthaft, ohne seine Zim- merwanderung zu unterbrechen.

Sie hatte ihn so merkwürdig an, mit einem Blick, wie orauere Leute ihn haben, wenn ein Unfall ihnen eine alte Ja- gederinnerung wieder voraubte. Er pflegte früher oft unerwartet ein ober zwei Freunde plötzlich zum Essen mit ins Haus zu bringen, und wenn seine junge Frau bänderingend ihm zusü- llerete: „Um Gottes willen, was soll ich ihnen nur vorsetzen?“ antwortete er: „Ganz einfach, Christine! Maccaroni mit Schinken.“

So hatte er es jetzt gesagt, mecha- nisch, ohne seine eigenen Gedanken zu unterbrechen.

Nun vergaß sie ganz, daß die Kö- chin in der Thür stand, bis der Haus- herr etwas unwirrig äußerte: „Wir essen die Reste von heute! Das ist doch ganz einfach!“

Damit schritt er hinaus in sein Zim- mer. Es dauerte nicht lange, dann kam sie, ihm „Gute Nacht“ zu sagen. Er sah ihr noch immer etwas, hüßlich geform- tes Antlitz im Lichtkreis seiner Schreib- tischlampe auftauchen.

„Gute Nacht, Christine! Halte nur den Kopf hoch! Wir — na — wir werden uns schon daran gewöhnen.“

Dabei versuchte er den Arm um sie zu legen, aber sie schüttelte resignirt den Kopf.

„Ja, ja, Fritz! Wenn es nur nicht so einfach wäre! Ich dachte schon, ob es nicht besser sei, ich ginge zu meiner Schwester nach Kiel auf einige Wochen, und du könntest nach Berlin fahren zu deinem alten Jugendfreund.“

„Mal sehen!“ antwortete er leise und ließ den Arm sinken.

An der Thür wandte sie sich noch einmal um. „Du vergiß nicht! wenn morgen der Dienstmann kommt, du weisst, wegen Anni's Frachtsachen, dann kann er gleich ihre Bettstelle auf den Boden schaffen; es ist zu traurig immer das leere Bett vor Augen zu ha- ben.“

ganz still, lautlos still, und ebenso still schien draußen der Vollmond auf der Dächer, hier so gut wie in Hamburg. Und wieder dachte sie des Kindes, das heute fortgezogen war mit dem gelieb- ten Mann aus dem Vaterhaus, wie sie es einst gethan an ihrem eigenen Hoch- zeitsstage.

Auch der alte Mann, der unten allein geblieben ist, spürt den Zauber des Mondes, der längst Vergangenes nach- ruft. Ueber die Zeitung hinweg schaut er durch das Fenster zum Vollmond hinauf. Gerade jetzt ein Abend war es, als sie hier zum erstenmal ins Haus traten, der junge Fritz Bünau mit sei- ner noch jüngeren Frau Christine! Den- malshinbegang es es nur zur Mitter- nacht; erst später konnte er das Haus laufen, als die Kornpreise so mächtig in die Höhe gingen. Ja, in dieses Zimmer hatte er sie geführt und leise gesagt: „Christine, wir sind jetzt allein und mü- ßen einander genug haben fürs ganze Leben!“

Da hatte sie die weichen Arme um seinen Hals geschlungen und gebeten: „Hab' mich nur lieb, Fritz, wech' will ich nicht in der Welt! Du bist mir genug fürs Leben.“

Nach einem Jahr kam ein kleiner Junge an, doch starb er bald, und die Eltern trösteten sich mit ihrer jungen Liebe, bis die Mädels sich einstellten, die sie mit Jubel begrüßten. Baba Bünau legte die Hand über die Augen. Wie kam's denn nur, daß alles so anders wurde. Nun, die Kinder nah- men die Mutter in Anspruch; und die beiden Mädchen brann sich ihr Leben zu drehen. An ihn stellte dafür das Geschäft immer größere Anforderungen, und die Erziehung der beiden lie- benden Söhne mußte er der Mutter über- lassen; er verhandelt sich ja auch wenig darauf. Und als vor sechs Jahren Christine krank wurde, mußte Frida, die Aelteste, sie pflegen, und er richtete sich das kleine ehemalige Kinderzimmer ein und schlief dort. So war es geblie- ben, als dann Anni die Geneferin in's Bad begleitet hatte und die große Schwester ihm inszwischen den Haus- halt führte. So war es geblieben, als Frida dem Gatten in die Fremde ge- lacht war und Anni das gemüthlich- stüchchen neben dem Schlafzimmer der Mutter allein für sich behielt, das sie in der Zwischzeit mit der älteren Schwester bewohnt hatte.

Der alte Mann wurde unruhig und trat an's Fenster.

Wie wenig hatte er von seiner Frau all die letzten Jahre gehabt! Geheiß, sie hatten nebeninander auf weiter in's Entracht gelebt, aber die alte Ver- traulichkeit war ihnen verloren gegan- gen. Wie war das nur so gekommen, mußte denn das so sein im Leben? Er ging zur Thür, öffnete sie und horchte gespannt über den Korridor hinaus; dann schritt er ihn hinab, stieg zum oberen Stock empor und blieb vor dem Schlafzimmer seiner Frau stehen. Ihm war es, als müßte er zu ihr gehen, ihr etwas sagen; aber als er seinen Lau- ernaum hinter der Thür, nicht ein- mal ein tiefes Athemholen, schlich er langsam in sein Schlafzimmer. Nein, er wollte sie nicht stören, sie bedurfte der Ruhe.

Sie aber schlief noch nicht, sondern lag nur raslos da und horchte auf das Rascheln des Epheus am Fenster.

In diesem Zimmer kamen die bei- den Mädchen zur Welt; diese jetzt so stillen Wände hatten den ersten Schrei gehört, mit dem sie das Leben begrüß- ten, hier neben ihr hatte er, der Vater, auf den Knien gelegen und ihr den Dank für die zapplenden Schreibhölse in's Ohr geflüstert. Was für ein gemüthvoller Mann er doch früher war! Die Nächte waren oft unruhig, denn die Mutter wollte stets das Jüngste neben sich haben, so daß sie ihrem Mann den Vorschlag machte, doch in einem anderen Zimmer zu schlafen.

Da hatte er sie so sonderbar ange- sehen und ganz leise gefragt: „Willst du mich los sein, Christine?“

Hatte sie denn später den Mann ver- loren? Nein, er war da gewesen, aber die Kinder waren auch da und wur- den immer größer, nahmen immer mehr Raum ein im Hause und wie- leicht auch im Mutterherzen!

Sie schritt ordentlich zusammen und es wurde ihr plötzlich sonnenklar, ganz sonnenklar, daß sie aus der Liebe zu ihrem Mann eine Gewohnheit hatte werden lassen, daß sie damit gewaltet hatte wie mit etwas Selbstverständli- chem, das keiner besonderen Hut und Pflege bedarf. Der Kinder wegen, um sie zu erziehen, hatte sie die kleinen Aufmerksamkeiten und Hilfsleistungen, mit denen sie früher ihrem Mann ihre Liebe im Alltagsleben betundet, von diesen verrichten lassen. Frida, dann Anni, hatten sie im Hauswesen ererb- — nun waren die Kinder fort, und die Aeltern, sah da mit ihrer dar- bebenden Elternliebe im Herzen, sich selbst entfremdet.

Sie weinte still vor sich hin, weinte, weinte, sie einschließ.

Herr Bünau machte am nächsten Morgen früher auf als gewöhnlich und als er hinunterging, sagte er der Köchin, er wolle mit dem Frühstück warten, bis seine Frau käme.

Herbst-Sonnenschein lag über dem kleinen Gärtchen; hier und da gab es noch verspätete Rosen und die Aste- ren standen in voller Blüthe. Der alte Herr ging langsam auf und ab; er freute sich über das schöne Wetter und dachte an Anni. Der Schwiegerjohn würde ihr keine Vaterdiat zeigen; viel- leicht frühstückte sie eben im Alster- Pavillon und machten dann eine Fahrt nach Uhlenhorst.

Dabei betrachtete er nachdenklich

eine Rosenknospe, während ein frohes Lächeln seine Züge verjüngte. Rasch lief er in's Haus, um eine Blumen- schere zu holen.

Christine hatte ihn, durch die Jalousien blickend, beobachtet und beeilte sich mit der Morgentoilette.

Für wen nur schnitt ihr Mann all die Blumen ab? Es kam eine Unruhe über sie, die sie selbst nicht verstand; sie mußte sich sogar einige Mal auf einen Stuhl setzen, damit er ein Bouquet an Anni schiden als Gruß aus dem Vaterhause. Fast so behende, als sei sie wieder eine junge Frau, eilte sie die Treppen hinunter in das Wohnzimmer, wo der Frühstückstisch, der Tisch ohne Einlage, gedeckt war. Sie überflog ihn mit den Augen.

Richtig! Anni pflegte dem Vater die Zeitung neben die Tasse zu legen und Feuerzeug nebst Aschenbecher auf den Tisch zu stellen, damit er sich seine Morgen-Cigarette mit Behagen anzün- deln konnte.

Rasch ordnete Frau Bünau alles so, wie er es gewohnt war, und weil ihr einfiel, wie gern er früher Honig zum Frühstück gegessen, eine Liebhaber- die er später aus Sparamkeit aufge- geben hatte, schickte sie die Köchin fort, um Scheibenhonig zu kaufen.

Schon hingen seine Schritte auf dem Flur, und dann kam er herein, einen theufrisigen Strauß Blumen in der Hand tragend. Offenbar hatte er nicht erwartet, seine Frau schon hier zu finden, denn er blieb ganz verwirrt an der Thür stehen mit einem etwas enttäuschten Gesicht, und seine Bereit- schenheit wurde noch größer, als sie rasch mit einem „Guten Morgen, Fritz!“ auf ihn aufkam und ihm einen herzhaften Kuß gab; während er, in der einen Hand die Blumen, in der anderen die Rosenkette, ganz fleißig dastand.

Vapa Bünau suchte nach Worten, die jungen Ehemännern so leicht über die Lippen kommen und die alten Lip- pen so schwer werden können.

„Weshalb bist du denn so sonder- bar, Mutter?“

„O nichts! Gar nichts! Sey' dich nur, Mutter!“

Dabei fiel sein Blick auf die Zeit- ung und auf die Glasschale mit gold- gelbem Honig.

„Wie es Anni wohl geht?“ sagte er ganz mechanisch.

„Sie wird sich über das schöne Wet- ter freuen, Fritz!“

„Ja, ja, gewiß, das glaube ich auch.“

Mutter Christine tunkte ein Hörn- chen in den Kaffee und beobachtete ihn heimlich. Er räusperte sich einigemal, gab sich dann einen Ruck, markirte gerade auf sie zu und streckte den Arm mit den Blumen aus, gerade über ihre Kaffeetasse.

„Da, Christine! 's ist besser, man schneidet sie ab, ehe Nachfröste kom- men!“

„Fritz, lieber Fritz! wie lieb von dir!“

„Ja, ja, schon gut!“

Und ganz verstimmt machte er den Weg um den Tisch herum nach seinem Platz.

Sie nahmen stumm das Frühstück ein; er vertiefte sich in die Zeitung und sie holte eine Handarbeit und setzte sich damit an's Fenster, wo sie den Sonn- enschein sehen konnte, bis der Dienst- mann kam. Der Anni's Bettstelle auf den Boden bringen sollte.

Im ersten Stockwerk dröhnten dann schwere Männerstiefel, hier und da wurden einige Worte gewechselt und Möbel errückt.

Mutter Christine bekam wiederherz- klopfen, sie nahm die Brille dreimal von der Nase und sehte sie zweimal wieder auf, um dann hinaus und in den oberen Stock zu gehen. Dort war erste Berathung, wie man die große Bettstelle durch die kleine Bobentür bringen sollte.

„Wäre es nicht einfacher, Fritz, man stellte Anni's Bett in deine Kammer und das deine in mein Schlafzim- mer? Dann machten wir aus deiner Stube ein Fremdenzimmer, und Anni oder Frida könnten in ihren alten Betten schlafen, wenn sie uns einmal besuchen.“

Der Dienstmann stand daneben, und Vater Bünau mußte sich deswegen zu- sammennehmen.

„Gut, wie du willst“, sagte er daher nur; aber als die Bettstelle und der Dienstmann verschwanden, drehte sich der alte Herr kurz um und gab seiner Frau einen Kuß.

„Selbstverständlich gehst du hin“, sagte der Vater und verließ das Zim- mer, um das Sturzbuch zu holen.

„Gieb dir keine Mühe, Fritz“, meinte seine Frau ganz ruhig, als er damit zurückkam. „Die Reise ist mir zu weit, um sie allein zu machen. Viel- leicht fahren wir beide nächsten Som- mer hin, wenn du keinen Rheumatis- mus hast!“

„Ach, um meinetwillen“, wechzte er ab.

„Willst du mich gern los sein, Fritz?“

Nach an demselben Abend ging ein lustiger Brief ab nach Wien, den Vater und Mutter zusammen geschrieben hat- ten, und über den der Schwiegerjohn geräthlich lachte, wenngleich Anni etwas enttäuscht war.

„Ich sehe gar nicht ein“, schmolte sie, „weshalb solch alte Leute sich nicht auf ein paar Wochen trennen wol- len.“

Da nahm ihr Mann sie beim Kopf und sah ihr ernst in die Augen.

„Anni ich wollte, wir beide, du und ich, fänden in dreißig Jahren es eben- so schwer, uns zu trennen, wie die Eltern!“

Durch Elektrizität verunglückt.

Bei der stetig zunehmenden Verbrei- tung der elektrischen Anlagen mehren sich die Fälle, wo Personen mit den Leitungen in Berührung kommen und durch den elektrischen Strom betäubt werden. Dabei seien im folgenden die Regeln mitgetheilt, welche Dr. S. Hedley für die Behandlung durch den elektrischen Strom verunglückten gibt. Hat sich ein Unfall durch Elektrizität ereignet und liegt die verunglückte Person an der Leitung fest, so ist sofort die Leitung zu unterbrechen, wenn ein Unterbrecher erreichbar, und man mit der Handhabung derselben vertraut ist. Ist dieses nicht möglich, so suche man den Verunglückten in nachstehender Weise von der Leitung zu befreien. Man berühre die betreffende Person nicht direkt mit den bloßen Händen, damit der elektrische Strom nicht auch auf den Hilfebriugenden übergeleitet wird, sondern fasse den Verunglück- ten, wenn Gummihandschuhe nicht zur Stelle sind, an den Kleidern, oder bil- de aus trockenen Kleiderstücken eine Zwischentlage, mit welcher man densel- ben angreift, und ziehe ihn von der Leitung ab. Kann man den Betäub- ten nicht von der Leitung wegbesom- men, so hebe man, wie vorher ange- geben, mit den geschützten Händen den Körper oder das betreffende Glied von der Erde ab. Gemächlich wird dadurch der Leitungsaue durch den Körper des Verunglückten unterbrochen und man bekommt denselben jetzt leicht von der Leitung ab. Wird aber mit dieser Maßnahme kein Erfolg erzielt, so bringe man zwischen den Körper des Betäubten und die Erde eine nichtleitende Zwischentlage, wie trockene Rei- der in genügender Dide und Breite, Matten, Kissen oder trockene Bret- ter, und wiederhole nun den Versuch, ihn von der elektrischen Leitung abzu- lösen. Sowie der Körper von der Stromführenden Leitung befreit ist, entlasse man den Hals von den Klei- derstücken und wende nun die künstli- che Athmung an. Man hat dabei den Mund des Verunglückten zu öff- nen, den vorderen Theil der Zunge zu erfassen, wobei man die Finger am besten mit einem Tuch umwickelt, um die Zunge herauszuziehen, die man dann wieder langsam zurückzuleiten läßt. Es ist namentlich darauf zu achten, daß die Zungenwurzel bewegt und nach vorn gezogen wird. Dieses Verfahren ist längere Zeit und zwar ungefähr sechzehnmal in der Minute fortzusetzen. Sind die Räder zufama mengerepht, so daß sie mit der Hand nicht voneinander getrennt werden können, so hat man am besten die in schonener Weise ein Stück Holz ein- zuführen, und so den Mund zu öff- nen.

Tragenwische Flüssigkeiten sind dem Bemühten nicht zu verabreichen, weil sie leicht in die Luftröhre gelang- en könnten. Natürlich ist außerdem so schnell wie möglich ein Arzt herbei- zubolen.

Wie wirksam diese Art der künstli- chen Athmung ist, mag der folgende Vorfall zeigen. Ein Arbeiter, der auf der elektrischen Station von Saint Denis einen Telegraphenbrakt befestigen wollte, hatte dabei mit der Hand eine vorüberfließende elektrische Lei- tung ergriffen und war zu gleicher Zeit mit dem Telegraphenbrakt an eine zweite elektrische Leitung getom- men. Der Strom war dadurch geschlo- sen worden und durch die Hand und den Körper in die Erde gegan- gen. Der Arbeiter hatte einen Strom von 4500 Volt mit etwa 55 Wechseln in der Sekunde wahrscheinlich einige Minuten lang erhalten, und als man ihn fand, war reichlich eine Viertel- stunde seitdem verlossen. Er gab kein Lebenszeichen mehr von sich und mußte erst mit vieler Mühe von der Leitung befreit werden, wobei wiederum we- nigtens eine halb Stunde verain. Es wurde nun zunächst die künstliche Ath- mung in der Weise anzuereen ge- sucht, daß die Arme abwechselnd auf- wärts und abwärts bewegt wurden. Doch blieb der Erfolg aus. Man wende- te nun die oben beschriebene Form der künstlichen Athmung an. Jetzt begann die Lungen vollständig wieder ihre Thätigkeit, und nach zwei Stun- den konnte der Arbeiter wieder spre- chen. An der rechten Hand und am Oberschenkel hatte er Brandwunden, im übrigen aber keinen Schaden erlit- ten.